

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 6

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kulturelle Umschau

KULTUR IM UMBRUCH

Die Kunstreunde und Kenner sind nicht selten, die der Ansicht zuneigen, heute würden uns Dinge als Kunst oder doch an Stelle von Kunst angeboten, die man bestenfalls als Witz, schlimmstenfalls als vollkommen belanglos bezeichnen müsse. Aber ist denn Witz im Zusammenhang mit Kunst nicht gestattet? Und was denn ist von Belang? Klingt da nicht das Feierliche, Erhabene, Ewig-Gültige eines Kulturbegriffs an, der überprüft werden muss? Der Angriff auf den tierischen Ernst und mehr noch die Lust, anerkannt Belangvolles in Frage zu stellen, sind nichts als Indizien dafür, dass das Feierliche an der Kultur Unbehagen hervorruft. Immer zahlreicher werden offenbar die Zeitgenossen, die damit nichts mehr anzufangen wissen. Ihnen stehen die Hüter des Überlieferungsschatzes gegenüber, konsterniert über die Leichtfertigkeit, mit der verachtet und vertan wird, was sie verehren.

Kulturinstitute haben es in dieser verzwickten Situation nicht leicht. Ihre Leiter haben zu entscheiden, ob sie vergattern oder befreien wollen; ein Rezept, das Anspruch auf allgemeine Geltung hätte, gibt es nicht. Denn wenn auch feststehen dürfte, dass die «Flucht ins Höhere», auf die von Politik, Zeitproblemen und Kämpfen aller Art unberührte Insel, als die man «Kultur» lange Zeit missverstanden hat, kein möglicher Ausweg ist, so will das ja auch wieder nicht heißen, wir hätten uns blindlings auf Gegenposition zu begeben. Die ist, von Fall zu Fall, zu suchen. Oder anders gesagt: Was sich als Alternative anbietet, ist nicht schon darum gut, weil es auf Kriegsfuss steht mit überholten Vorstellungen. Und vollends da, wo die Fehde mit Phrasendrusch und theoreti-

schem Kauderwelsch zelebriert wird, macht sich bisweilen ein Pathos bemerkbar, das verdächtig nach dem klingt, was zu überwinden wäre. Statt voreilig Partei zu ergreifen, statt Rangordnungen zu statuieren, die vorläufig und relativ sind, muss man sich vorerst einmal darüber informieren, was vorliegt.

Unsere schweizerischen Kunstinstitute haben in jüngster Zeit auf diesem Gebiet Vorbildliches geleistet. Über neue und allerneuste Richtungen des künstlerischen Schaffens orientiert zum Beispiel in einer Reihe von Veranstaltungen die *Kunsthalle Bern*, gegenwärtig mit einer zweiteiligen Ausstellung der *Sammlung Stroher*, die vorwiegend Pop-Art im Überblick vermittelt. Im *Kunstmuseum Basel* werden Zeichnungen des Holländers *Joseph Beuys* gezeigt, eines Mannes, der das zeitgenössische Kunstschaffen durch seine verblüffenden, absurd und geheimnisvollen Hervorbringungen nachhaltig beeinflusst. Das *Zürcher Kunsthaus* bot 1968 unter dem Titel «*Wege und Experimente*» Proben aus dem Schaffen von dreissig jungen Schweizer Künstlern. Sozusagen als Fortsetzung dieser Ausstellung zeigt die Zürcher Kunstgesellschaft jetzt im *Helmhaus* «*Phantastische Figurationen*», nämlich Werke von weiteren fünfzig jungen Schweizer Künstlern. Im Katalog zu dieser informativen und zum Teil amüsanten Darbietung wird angekündigt, es seien weitere Zusammenfassungen des gegenwärtigen Kunstschaffens in unserem Lande geplant.

*

Am ehesten möchte man von einer bestimmten Stimmung sprechen, von der die

Räume des Helmhauses erfüllt sind: nicht Stimmung im Sinne romantischer Poesie, aber doch Heiterkeit, Leichtigkeit, aus der ab und zu der Witz hervorspringt. Die jungen Schweizer, die hier ihre Werke ausstellen, scheinen – bei aller Verschiedenheit der einzelnen Objekte – ein vorwiegend spielerisches Verhältnis zur Gestaltung zu haben. Ideen und originelle Einfälle stehen im Vordergrund; ihre Übersetzung ins Visuelle gelingt mit unterschiedlichem Erfolg. Aber der Besucher, der sich frei von vorgefassten Meinungen in der Ausstellung «Phantastische Figuren» bewegt, macht Entdeckungen, die ihn unterhalten und erheitern. Feierlich und erhaben geht es nicht zu auf diesen Bildern, und Alesch Vitals Polyester-Soldat, der schiesst, wenn man beim Betrachten einen Lichtstrahl kreuzt, erweist sich als beliebtes Spielzeug für Ausstellungsbesucher. Ein Werk, in Dispersion auf Novopan gemalt, trägt zwar den feierlichen Titel «Hommage à F. Hodler» und spielt mit Hodlers Landschaftselementen und mit seinen Farben. Die Huldigung hat etwas Burschikoses; Ironie und Witz überwiegen. Statt «Hommage» eher parodistische Verfremdung.

Nun gut, man kann atmen in dieser Ausstellung. Es wird einem nicht auf Schritt und Tritt Bedeutendes zugemutet. Die Schlacht wider den Bierernst der Kunst, die Abrechnung mit der rauschbärtigen Kultur ist in vollem Gange. Ich gestehe, dass ich davon angetan bin. Der Eindruck ist durchaus positiv – bis auf die Frage, die sich am Schluss des Rundgangs doch aufdrängt. Was nämlich in dieser Weise wirkt, ist unverbindlich. Es hat, wir wollen es beileibe nicht beklagen, den Charakter der kabarettistischen Produktion. Die Strömungen und Unterströmungen des Neo-Manierismus, des Neo-Surrealismus und der Pop-Art, die sämtlich an der Ausstellung im Helmhaus vertreten sind, überschneiden sich in dieser Hinsicht. Und meine Frage ist nun: Wenn diese amüsanten Variationen denn vor allem davon leben, dass sie «anders» sind, anders nämlich, als sich der durchschnitt-

liche Ausstellungsbesucher (und gibt es den?) Kunst vielleicht vorstellt – sind sie dann nicht auf fatale Weise eben mit dieser Durchschnittsvorstellung verknüpft? Für einiges, vielleicht für vieles, was da ausgestellt ist, dürfte der fragwürdig gewordene Kunst- und Kulturbegriff als Hintergrund wesentlich sein. Ohne ihn, ohne die als kompakt gedachte Vorstellung, Kunst und Kultur hätten feierlich, erhaben und ewig-gültig zu sein, verlören diese Bilder und Statuen etwa Entscheidendes.

Man muss also annehmen, dass sie spätestens dann gegenstandslos werden, wenn einmal der Prozess, den sie vorantreiben, seinen Abschluss gefunden hat. Oder ist dieser Prozess permanent zu denken? Das liefe dann allerdings auf eine Konservierung der feierlichen und erhabenen Kultur hinaus, damit die Zielscheibe fortbestehe. Und dass der Spass allmählich schal und die Langweil gross werden könnten, dafür gibt es jetzt schon Anzeichen, gerade wenn man die Strömungen und Unterströmungen des gegenwärtigen Kunstschaaffens im Überblick vor sich hat. Gäbe es nicht die originellen Persönlichkeiten, die weit über das Prozessgeschehen hinausreichen mit ihren Schöpfungen, weil sie nicht nur «anders», sondern eigenständig sind, so müsste man skeptisch bleiben.

*

Das Theater, so sagte der neue Direktor des *Schauspielhauses Zürich* an der Pressekonferenz, an der er den neuen Spielplan bekanntgab, das Theater habe die Funktion der Erhaltung des Menschen, indem es eine Stätte der Kommunikation und der Diskussion sei. Kunst sei eine Herausforderung derer, die sie machen, für die, die sie wollen. Erholung und Zerstreuung habe das Theater nicht anzubieten. *Peter Löffler* wollte im übrigen keine Grundsatzklärung abgeben, sondern verwies auf den Spielplan 69/70, der entschlossen abweicht von der üblichen Mischung aus Bildungstheater und Avantgarde von gestern. Aufschlussreich sind die Kurz-

charakteristiken, die von der Dramaturgie des Schauspielhauses verfasst worden sind. «Prometheus» (von Aischylos/Heiner Müller) sei der Menschenfreund, der «Rebell, der die Sache des Menschen vertritt», «Morgen – Ein Fenster zur Strasse» von Jean-Claude Grumberg handle «vom Zuschauen beim Ausüben von Gewalt», Elias Canettis «Hochzeit» demonstrieren «den Bankrott bürgerlicher Ordnung» und Sean O’Casey bringe in seinem bitteren Stück «Kikeriki» seine Enttäuschung «über die ausgebliebene soziale Revolution in Irland zum Ausdruck». Kritik «an den kleinen Opportunisten der Revolution» übe Nikolai Erdmann in seiner 1927 entstandenen Komödie «Der Selbstmörder», und Molière benutze den antiken Stoff des «Amphitryon», «um Kritik an der Gesellschaft und dem absoluten Monarchen zu üben». Einer, der «ausserhalb der konventionellen Ordnung lebt, wird den Hütern der Ordnung unheimlich und deshalb liquidiert»: das ist die Quintessenz des Stücks «Die nächtliche Huldigung» von Lars Gustafsson.

Die Beispiele, nicht ganz vollständig, aber sicher charakteristisch, geben einen Vorgeschmack auf das, was uns in dieser kommenden Spielzeit auch in Zürich erwarten. Man darf gespannt sein. An Diskussionsstoff dürfte es nicht fehlen; zu hoffen allerdings ist auch, dass ob all der Schwerarbeit am gesellschaftlichen Bewusstsein nicht das Theater zu kurz komme. Denn diese Gefahr besteht immer dann, wenn sich die Theoretiker der Szene bedienen. Die Kunst darf alles – nur langweilen darf sie nicht, besonders nicht die Kunst des Theaters. Erholung und Zerstreuung soll man da gewiss nicht suchen; wenn aber Unterhaltung ausbleibt, wäre es auch mit Kommunikation und Diskussion aus.

Wer neugierig ist, wer nicht ins Theater geht, um mit den Werken des grossen Repertoires Wiedersehen zu feiern, der wird die neue Spielzeit des Schauspielhauses Zürich mit Spannung erwarten. Sie bietet Konfrontation und Information.

Anton Krättli

EVOLUTION – REVOLUTION

oder die mögliche Wandlung des Menschen

Kann der Mensch sich wandeln? Kann er sich seelisch-geistig entwickeln, um ein «humanerer» Mensch, ein «menschenwürdigerer» Mensch zu werden? An diese Frage tasteten sich die Teilnehmer der letzten Tagung der Stuttgarter Gemeinschaft «Arzt und Seelsorger» mit dem Thema «Evolution, Fortschrittsglaube und Heilserwartung», gemeinsam von biologischer, tiefenpsychologischer, historisch-philosophischer und theologischer Seite heran. Dass der Mensch sich ändern muss, dass er zu hoher Bewusstheit und Verantwortlichkeit, grösserer Soziabilität und einer weiteren Entwicklung der «Innenseite» der Dinge, der «Liebe als kosmi-

scher Energie» (Teilhard de Chardin) kommen müsse, wenn nicht Rückschritte in Anarchie, wachsende Zerstörungen der natürlichen Gegebenheiten von Boden, Wasser, Luft und Hungersnöte gewaltigen Ausmasses, ungeheuere Aggressionen frustrierter Menschen als Kriege und Grausamkeiten freiwerden sollen, darüber waren sich die Redner und ihre Zuhörer, Ärzte, Pfarrer beider Konfessionen, Pädagogen, Psychologen in den Diskussionen einig.

Der Themenkreis wurde auf dem rational fassbaren Fundament der modernen Biologie von Prof. Dr. Rensch, Münster, aufgebaut. Seine Endaussage war, dass der

Mensch in seiner heutigen körperlichen Entwicklung, besonders hinsichtlich der Ausbildung seines Gehirns, ein Endprodukt darstelle. Zwar bestände durch eine stärkere Mischung der Völker und Rassen – soweit diese nicht zu «fern» wären und damit gefährliche Diskrepanzen in sich schlössen – die Möglichkeit günstiger, neuer Erbkominationen, aber im ganzen stehe die Menschheit in ihrer körperlichen Entwicklung still. Anders verhalte es sich bei der nicht erblichen, der kulturellen Evolution. Über deren mögliche Weiterentwicklung stimmt Prof. Rensch mit Teilhard de Chardin, dem grossen katholischen Pater und Paläontologen, überein. Zwar habe der Tod oder das Absinken vieler Hochkulturen ein Auf und Ab kultureller Entwicklungen erwiesen, aber viele Biologen, die in ihrem Fach streng kausal und nach logischen Gesetzmäßigkeiten arbeiten, anerkennen für die kulturelle Evolution die Notwendigkeit einer teleologischen Betrachtung in der Form, dass der Mensch als das Wesen verstanden werde, das durch sein Verhalten die Evolution steuere (*Dr. theol. Daecke, Stuttgart*).

Der Kirchenhistoriker *Prof. D. Dr. Ernst Benz*, Marburg, der über christliche Heilserwartung und Marxismus sprach, ordnete den Begriff «Evolution» historisch nach der französischen Revolution ein. Erst seit diesem Ereignis, bei dem erstmals in Verbindung mit dem Begriff Freiheit eine bestehende Gesellschaft abgesetzt, ihr Repräsentant enthauptet und eine neue Gesellschaft statuiert wurde, gäbe es überhaupt den Begriff der Revolution. Vorher gab es – historisch betrachtet – nur Revolutionen. In Fortsetzung der französischen Revolution hätte dann kein Geringerer als Kant für Deutschland eine geistig-politische Evolution gefordert.

In der christlichen Gedankenwelt sei der Begriff der Evolution durch ihre endzeitliche (eschatologische) Betrachtungsweise und der Einbeziehung der ganzen Heilsgeschichte von der Trennung bis zur endlichen Wiedervereinigung mit Gott belastet. Vor allem Marx und Engels wandten sich gegen diese Herauslösung des

Menschen aus der Weltordnung und gegen eine rein theologische Deutung seiner Existenz. Sie erkannten in der Abstammungslehre Darwins die Grundlage für ihre eigene materialistische Auffassung und nahmen deshalb dessen naturhistorische Erkenntnisse sofort in Beschlag. Mit dem Erfolg, dass nicht nur die Kirchen, sondern auch bedeutende Ärzte und Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts, oft trotz besseren Wissens, Darwins Evolutionslehre aus politischen Aspekten offiziell ablehnen mussten.

Erst Teilhard de Chardin, als bedeutender Wissenschaftler, griff im katholischen Bereich die Glaubwürdigkeit des Antimodernismus an. Nachhaltige Wirkung erlangten seine Schriften allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg und nach seinem Tod 1955. Er vertrat als Theologe gleichzeitig den geistigen Fortschritt und die mögliche Auto-Evolution des Einzelnen. Er behauptet also die Wandlungsfähigkeit des Menschen. In seinem Begriff der «Ultraphysik» vereint er Natur- und Geisteswissenschaften und – so schloss Prof. Benz – nur durch eine enge Zusammenarbeit von theologischer und naturwissenschaftlicher Anthropologie in diesem Geiste und in der gemeinsamen Schaffung neuer Erkenntnisse über den Menschen könne das Risiko der Selbstvernichtung der Menschheit in eine Heilsgeschichte der Evolution verwandelt werden.

Jean Gebser, Professor für vergleichende Kulturlehre in Salzburg, ging noch einen Schritt weiter: er bedenkt die Wirksamkeit dessen, was hinter den Dingen, kausal ungebunden, nicht sichtbar und messbar, aber evident und transparent stehe. «Evolution als Nachvollzug» nannte er seinen Tagungsbeitrag, in dem er das Unsichtbare, komplementär (ergänzend) zum Sichtbaren im Ganzen der Welt, in dem sich raum- und zeitlos Vorentscheidungen vollziehen, aufzuzeigen versuchte und mit Beispielen aus den Evangelien, der Traumanalyse, mit Aussagen von Atomphysikern und Dichtern und Hinweisen auf Werke von Picasso belegte. Er rief seinen Zu-

hörern zu, an einer geistigen Evolution mitzuwirken und einem neuen integralen Bewusstsein Raum zu geben.

Wie kommt man aber als westlicher Mensch, der nicht zu einem «Ashram», einem Ort religiöser Bemühung eines indischen Führers gehört (wie es zum Beispiel Shri Aurobindo war) und der damit kein integrales Yoga, keine ganzheitliche, polare Höhenentwicklung (von welcher *Pfarrer Kappes*, Karlsruhe, berichtete), die das Mentale und das Vitale wie in der östlichen Denkweise umfasst, verwirklichen kann, zu einem integralen Bewusstsein? Was hat der westliche Mensch den 36 Stadien oder Entwicklungsstufen des tantrisch-indischen Buddhismus, die O. M. Hinze analysierte, Entsprechendes entgegenzustellen?

Zu einer möglichen Evolution des Bewusstseins im westlichen Sinn, aus der geistig-kulturellen Entwicklung Europas heraus, mit seiner starken, jahrtausendealten christlichen Tradition führte *Frau Dr. von Franz*, Zürich, Schülerin und meisterhafte Interpretin C.G.Jungs, in ihrem Vortrag über den «Jungischen Individuationsprozess». In den letzten 5000 Jahren – und diese Zeit umschliesse die gesamte Menschheitsgeschichte – habe eine Evolution des menschlichen Bewusstseins stattgefunden in der Form, dass eine ursprünglich vorhandene Ganzheitsanlage und Ganzheitsvorstellung – wie sie sich in den Schöpfungsmythen der ganzen Welt offenbare – in eine weltliche Vielheit zerfalle und auf dem Weg zu einer neu sich entwickelnden Ganzheit sei. Dabei entwickle sich weniger der einzelne Individuierte höher, wenn man an geschichtliche Gestalten wie die Propheten, einen Laotse, Buddha oder Mohammed denke, sondern die Zahl derer, die «auf dem Weg zur Ganzheit» sind, wachse aus der Unbewusstheit in die höhere Bewusstheit heran wie das Neugeborene zum erwachsenen Menschen.

Die Menschheit stehe dabei heute in ihrer Bewusstseinsentwicklung in einer sich krankhaft äussernden Krisensituation. So wie einzelne in ihrer Entwicklung stagnieren können, ihr Bewusstsein, erfüllt mit

Angst und Misstrauen, blockieren, neurotisch erkranken und eine Heilung für sie erst möglich würde, wenn ihr Bewusstsein seine Erstarrung, seinen falschen Conservatismus (Rückbezogenheit) aufgabe und sie selbst damit der Entwicklungstendenz, die sich im Unbewussten (und damit in den Träumen) bereits angebahnt und manifestiert habe, eine freie Entfaltung und damit eine Gesundung ermöglichen. Gerade heute sei eine Weiterentwicklung des Bewusstseins, eine Individuation, in vielen Individuen fällig, damit die *ganze* Menschheit einen Schritt weiterkomme. Der Prozess der Individuation entwickle sich – bildhaft ausgedrückt – spiralförmig um einen symbolischen Magnet in der Mitte, der die ursprünglich vorhandene Ganzheitsanlage des Menschen wie eine Eichel die Eiche beinhalte, in immer weiterem Ringen, zu immer höheren Bewusstseinsformen. Dabei sei der einzelne Mensch in sich allein der reale Lebensträger. Jedes Individuum sei zum Vollzug des Individuationsprozesses aufgerufen und nur die Summe der Individuen, also eine wachsende Anzahl der Menschen, die zur polaren Erfassung ihrer selbst und der ihnen innewohnenden Hell- und Dunkelseiten zustreben, gäben ihre Impulse in wachsender Ausstrahlung weiter und wirkten damit auf die Menschheit als Ganzes und die Geschichte ein. Ihre Summe sei das, was wir Bewusstsein in der Geschichte nennen. Wer zu dieser Erkenntnis vorgedrungen sei, soll nach C.G.Jung diese nicht auf andere, zum Beispiel in Presse und Predigt, anwenden und diese zur Wandlung auffordern, sondern immer beim Nächsten, also bei sich selbst beginnen.

Einen aktuellen, politisch-geistigen Beitrag zum Thema Evolution-Revolution und der Wandlungsfähigkeit des Menschen brachten die Prager Professoren *Dr. M. Machovec* und *Dr. J.L. Hromádka* teils aus marxistisch-soziologischer, teils aus christlich-theologischer Sicht. Viele junge Marxisten der Gegenwart wollten nicht in den Erfahrungen des 19.Jahrhunderts, dessen Wissen vom Menschen und dessen historischen Bindungen an den Atheismus, er-

starrt bleiben. Sie wollten die ihrer Generation gestellten Aufgaben, nämlich die nachrevolutionäre Zeit und die zweite, technisch-wissenschaftliche Revolution, auf dem Boden eines sich weiterentwickelnden Sozialismus meistern. Das Christentum des Ostens seinerseits sei in den vergangenen Jahrzehnten durch ein Ghetto gegangen und «habe sich von dem praktizierenden Atheismus eines Scheinchristentums, der im Westen herrsche, befreien können». Beide Seiten strebten heute in vielen Kreisen einen echten Dialog auf der Ebene eines entidealisierten Humanis-

mus an. Auf beiden Seiten werde erkannt, dass in der heutigen Krisensituation die Zukunft unserer Kultur, ja der menschlichen Existenz überhaupt auf dem Spiele stehe.

Für die Möglichkeit der Dialoge und Begegnungen bei der Maitagung auf der Elmau dankten alle Teilnehmer *Prof. Dr. Wilhelm Bitter*, Stuttgart, dem Initiator und Veranstalter, der wiederum die Beiträge und Themen in einem Buch im Klett-Verlag, Stuttgart, sammeln wird.

Lore Hundsörfer-Bauer

MARGINALIEN ZU KLEISTS LUSTSPIELEN

Im Programmheft zur Aufführung von Kleists Lustspiel «Der zerbrochne Krug» im Schauspielhaus Zürich hat Helmut Sembdner, der Herausgeber der bislang besten Kleistausgabe (Hanser Verlag und dtv), aufgrund genauer Vergleiche der Sprache dargelegt, dass Kleist die Bearbeitung des Moliërschen «Amphitryon» noch vor dem «Zerbrochnen Krug» in Angriff genommen hat, und er deutet an, dass er an anderer Stelle den Nachweis führen werde, «dass Kleist im Sommer 1803 in Dresden an beiden Stücken, nicht nur am «Zerbrochnen Krug» gearbeitet hat». Für diese Vordatierung des «Amphitryon» gegenüber der heute verbreiteten und auch von Sembdner selber in der erwähnten Ausgabe noch übernommenen Meinung, dieses «Lustspiel nach Molière» sei erst 1806 begonnen worden, wird in besagtem Programmheft-Artikel die folgende Frage angeführt, für welche die Moliërsche Vorlage als Quelle geltend gemacht werden kann: «Befehlen Euer Gnaden den Prozess / Nach den Formalitäten, oder so, / Wie er in Huisum üblich ist, zu halten?» (Vers 566–568). Daneben wird eine grosse Zahl von auffallend gleichen Wörtern in beiden Stücken angeführt, vor allem Schimpfwörter, dann volkstümliche, oft dialek-

tisch gefärbte Wörter; dann aber auch oft wörtliche Übereinstimmung von Redewendungen und rhetorischen Sätzen.

Nun ist es ja der Kleistforschung längst kein Geheimnis mehr – und in vielen Fällen gerade durch Sembdner erwiesen worden – dass der Dichter sich in Redewendungen und Bildern gerne selber zitiert. Das wohl auffallendste Beispiel ist jenes gewaltige Bild der abgestorbenen Eiche in den letzten Versen der «Penthesilea», welches so genau ist, dass jeder Leser glauben muss, es könnte nur für diese Stelle gefunden worden sein: «Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte! / Die abgestorbne Eiche steht im Sturm, / Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder, / Weil er in ihre Krone greifen kann.» Aber Kleist hat dieses Bild schon 1801, also rund fünf Jahre vor der «Penthesilea», in einem Brief verwendet und dann wieder davon Gebrauch gemacht in der «Familie Schroffenstein». Gleiche Bilder, und noch viel weniger gleiche Redensarten oder gar Wörter, brauchen daher noch nicht unbedingt Aufschluss zur Entstehungsgeschichte zu geben. Um so eher darf man deshalb auf den von Sembdner angekündigten ausführlicheren Nachweis zur Entstehungsgeschichte der beiden Lustspiele gespannt sein.

Im folgenden soll gleichsam zur statistischen Ergänzung des bisher von Sembdner erwähnten Materials noch eine Anzahl von Beispielen gebracht werden, ohne dass indes auf Molières Text zurückgegriffen wird. Eine solche Aufzählung rechtfertigt sich, solange ein eigentliches Kleist-Wörterbuch noch fehlt, welches derartige Beobachtungen erleichtert. Um für die Entstehungsgeschichte wirklich stichhaltig zu sein, müsste das Material natürlich auch mit den weiteren Werken des Dichters verglichen werden können. Als Einschub sei uns zuvor noch eine dem Leser nicht vorzuenthaltende Bitte an die Herren Setzer und Korrektoren gestattet: Die Komödie von Kleist heisst «Der zerbrochne Krug» – so im Vorabdruck der von Kleist herausgegebenen Zeitschrift «Phöbus» und auf dem Titelblatt der Erstausgabe. Dass auf dem Theaterzettel der Uraufführung an Goethes Weimarer Theater «Der zerbrochene Krug» stand, sollte uns nicht berechtigen, Kleist nach Duden zu korrigieren. Wir stossen uns ja auch daran, wenn die NZZ als die «Neue Zürcher» zitiert wird.

Nun also die paar weiteren ähnlichen Stellen der beiden Stücke. Ein «Unedelmütiger» ist Ruprecht in den Augen von Eve (1162) und Amphitryon in denen von Alkmene (Vers 857). Nicht irgend einen Hund, sondern einen «Schäferhund» nennt sowohl Sosias (2067) wie auch Adam (1233). Den lateinischen Ausdruck «præter propter» verwendet nicht nur Licht (1741), sondern auch Sosias (81), was Sembdner in der Anmerkung der Ausgabe bemerkt; es dürfte aber auch besonders beachtenswert sein, dass es beidemal Dienergestalten sind, die sich dieses Ausdruckes bedienen. «Mein Seel» als Ausruf verwenden sowohl Ruprecht wie auch Sosias und Merkur mehrmals. Dabei taucht übrigens nebenbei die Frage auf, ob die Sprache von Sosias und Merkur, beziehungsweise von Amphitryon und Merkur schon jemals daraufhin untersucht wurde, inwieweit die beiden Figuren, die andere nachmachen, auch deren Sprache kopieren können, oder allenfalls,

weil sie Götter sind, es ihnen nicht gelingt, die Sprache ebenso zu verwenden wie die Menschen.

«Zur Sach also», ruft Merkur (225), «Zur Sache, wenns beliebt, Frau Marthe Rull! Zur Sache!» (705) der Dorfrichter – und zu unserer Sache gehört, dass weder Merkur noch die Magd sich begnügen können, mit Schimpfwörtern traktiert zu werden. Sie fordern ihren Herrn auf, zu sprechen: «Sprich, soll man Dir Rede stehn» (Amph. 1720), «Sprecht, soll man Euch verstehn» (Krug 198). Der Redewendung «Das ist auch nicht übel» bedienen sich Adam (696) und Sosias (58), während die von diesem verwendete Phrase «Das sag ich auch!» (1856) sowohl von Marthe Rull (1825) wie von Veit Tümpel (1952) gebraucht wird.

Vielleicht die auffallendste Parallele findet sich indes in einem Bild, in welchem die Augen selbständige Funktion erhalten. Kafka, dem Kleist ein Lieblingsdichter war, dürfte es besonders geschätzt haben! Wir meinen die Stelle, wo Amphitryon von «Augen, / aus ihrer Höhle auf den Tisch gelegt» (1683) spricht, die hingereicht hätten, den Gatten zu erkennen. Ruprecht, wie er Zweifel hat, ob es auch wirklich Eve ist, die er sieht, behandelt seine Augen als selbständige Diener; sie werden mithin in ebensolcher Weise objektiviert wie in «Amphitryon»: «Sieh da! Da ist die Eve noch! sag ich, / Und schicke freudig Euch, von wo die Ohren / Mir Kundschaft brachten, meine Augen nach – / – Und schelte sie, da sie mir wiederkommen, / Für blind, und schicke auf der Stelle sie / Zum zweitenmal, sich besser umzusehen, / Und schimpfe sie nichtswürdige Verleumder, / Aufhetzer, niederträchtige Ohrenbläser, / Und schicke sie zum drittenmal, und denke, / Sie werden, weil sie ihre Pflicht getan, / Unwillig los sich aus dem Kopf mir reissen, / Und sich in einen andern Dienst begeben. (903ff.) Ja, Ruprecht hätte gar seine «Augen hingegeben / Knippkügelchen, wer will, damit zu spielen.», sie also noch mehr verachtet als Amphitryon.

Christian Jauslin